

Karl-Heinz Menke

Die unvergleichliche Einzigkeit Christi

Joseph Ratzinger – Benedikt XVI.: Jesus von Nazareth, Band II. Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung, Herder Verlag, Freiburg 2011, 368 Seiten, 22,00 Euro.

Wenn man fragt: Warum hat der mittlerweile vierundachtzigjährige Papst die ungeheure Anstrengung auf sich genommen, allen Belastungen seines Amtes zum Trotz ein zweibändiges Jesus-Buch zu schreiben, greift ein Hinweis auf seine wissenschaftlichen Ambitionen zu kurz. Vielmehr will er dem Phänomen begegnen, das er mit dem Etikett „Relativismus“ bezeichnet hat. Es geht ihm angesichts einer zunehmenden Globalisierung aller Lebensbereiche um die Frage nach der Einzigkeit Jesu Christi. Interreligiöser Dialog – so weiß der Papst – ist einerseits eine wechselseitige Bereicherung. Die drei abrahamitischen

Religionen haben den Glauben an den einen und einzigen Schöpfer gemeinsam; und diese Gemeinsamkeit hat anthropologische und ethische Konsequenzen. Aber man würde das Christentum in seinem Kern erkennen, wenn man es zu einer unter anderen Interpretationen des einen und einzigen Gottes erklären würde – beispielsweise nach dem Motto: Was die Tora für die Juden, das ist Jesus Christus für die Christen und der Koran für die Muslime. Auf der Basis dieses Mottos wäre Jesus Christus nur der austauschbare Vermittler einer Lehre oder eines Weges; ein funktionales Äquivalent, nicht aber der Erlöser aller Menschen aller Zeiten.

Historische Begebenheit

Jesus Christus ist keine Idee oder Lehre, sondern ein geschichtliches Ereignis. Ideen und Lehren sind austauschbar, nicht aber Ereignisse. Der im März 2011 erschienene zweite Band des Jesus-Buches will vor allem die Frage

beantworten, inwiefern vor zweitausend Jahren etwas geschehen ist, was die Situation jedes Menschen grundlegend verändert hat. Denn Jesus Christus hat zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte für alle Menschen aller Zeiten etwas getan, was unendlich viel mehr ist als ein heroisches Beispiel oder die Vermittlung eines Weges oder einer Erkenntnis. Er hat die von der Sünde bewirkte Trennung des Sünder von Gott aufgehoben. Deshalb kann man nicht sagen, Jesus spiele innerhalb des christlichen Sprachspiels eine ähnliche Rolle wie die Tora innerhalb des jüdischen und der Koran innerhalb des islamischen Sprachspiels. Denn Jesus ist kein Interpretament, keine Lebens- oder Glaubensregel, sondern ein geschichtliches Ereignis und als geschichtliches Ereignis der Erlöser aller Menschen.

Weit verbreitet ist die Meinung, wenn Gott allmächtig ist, hätte er die Erlösung aller Sünder

doch einfach dekretieren und jede Sünde für nicht mehr existent erklären können. Weshalb also das Drama der Menschwerdung und Kreuzigung? Der Papst antwortet auf diesen Einwand mit einer Theologie der Freiheit, wie sie in ähnlich radikaler Weise nur noch von Hans Urs von Balthasar geboten wird. Beide berufen sich auf die Lehre des großen patristischen Theologen Maximus Confessor (580 bis 662). Weil Gott dem Menschen wirkliche, nicht nur scheinbare Freiheit geschenkt hat, kann er die Perversion dieses Geschenkes nicht verhindern. Nur unter dieser Voraussetzung kann man ermessen, welchen Graben Adams Sündenfall und jede weitere Sünde zwischen Gott und dem Menschen aufgerissen hat.

Sünde und Tod

Das von Israel aus dem religionsgeschichtlichen Umfeld übernommene Bild von der Scheol (= hebräische Bezeichnung für das Totenreich) steht für das Gegenteil des wahren Lebens, nämlich für Beziehungslosigkeit. „Ewiges Leben“, so bemerkt der Papst, ist ein Beziehungsereignis. „Der Mensch hat es nicht aus sich selbst, für sich allein genommen. Durch die Beziehung zu dem, der

selbst das Leben ist, wird auch er ein Lebender“ (Seite 102). Und umgekehrt: Wo die Beziehung zu JHWH (= Jahwe oder Jehova; Eigenname des jüdischen und christlichen Gottes in der hebräischen Bibel) abgebrochen wird, hat der Mensch sich abgeschnitten vom Quell des Lebens. Israel unterscheidet zwischen dem physischen Tod und dem Tod der Trennung von JHWH (Scheol). Durch die Sünde ist der physische Tod faktisch umgekehrt worden von dem Eingangstor in die Gemeinschaft mit Gott in das Eingangstor zur Scheol. „Von da aus“, so schreibt Ratzinger schon in seiner *Einführung in das Christentum* (München 1968, 248), „ist es zu verstehen, weshalb das Alte Testament nur ein Wort für Hölle und Tod hat, das Wort Scheol, beides ist ihm letztlich identisch.“

Als Gott des Bundes bindet sich JHWH an die einmal gewährte Freiheit seiner Geschöpfe – auch dann, wenn die Menschen sein Geschenk durch die Sünde pervertieren. Wo der Mensch die ihm geschenkte Freiheit missbraucht, entsteht eine Wirklichkeit, über die Gott keine Macht hat; eine Wirklichkeit, die von Gott getrennt ist. Und diese Wirklichkeit ist so universal, dass der erste

Johannesbrief im Namen aller Menschen (Seite 90) sagt: „Wenn wir behaupten, wir hätten keine Sünde, dann täuschen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ (1 Joh 1,8).

Überwindung durch Christus

Das ganze Drama zwischen Bethlehem und Golgotha wäre überflüssig beziehungsweise unerklärlich, wenn Gott die Sünde für ungeschehen erklären oder gleichsam mit einem Federstrich entmachten könnte (Seiten 153, 187). Der Papst lässt die Frage offen, ob Gott auch dann Mensch geworden wäre, wenn der Mensch nicht gesündigt hätte. Nach dem faktischen Sündenfall aber – so schreibt er (Seite 176) – ist der Hiatus zwischen Gott und der Sünde (Scheol) nur überwindbar, wenn Gott selbst dahin gelangt (2 Kor 5,21), wo der „Ort“ seiner Verneinung ist: die Sünde, die Scheol. Und er gelangt dahin, weil Jesus – wahrer Mensch, in allem uns gleich außer der Sünde (Hebr 4,15) – auch da, wo er das Schicksal seiner sündigen Brüder und Schwestern auf sich nimmt, nicht vom Vater getrennt ist. Er trägt das Gegenteil der Sünde (nämlich die Beziehung des Sohnes zum Vater) in



*Die Auferstehung Christi.
Mitteltafel
des Ehninger Altars
(um 1475/80).
Auf Leinwand
über Tannenholz,
146 x 161 cm.
Staatgalerie Stuttgart.
© picture-alliance/akg,
Foto: akg-images*

die Sünde (in die Scheol). Vor Ostern bedeutet Sünde grundsätzlich Trennung von Gott (Scheol); nach Ostern nur noch für den Fall, dass der Sünder die ihm hingehaltene Hand des Erlösers verweigert. Die Osterliturgie preist Jesus als den, der im physischen Tod den Tod der Trennung von Gott (Scheol) besiegt hat. Das heißt: Mit dem Abstieg des einen Menschen, der auch als physisch Toter der vom Vater untrennte Sohn bleibt, ist der Hiatus zwischen Leben (Gott) und Scheol (Sünde) ein für alle Mal aufgehoben (Seite 188).

Natürlich ist die österliche Verwandlung des physischen Todes vom Tor in die Scheol in das Tor des Zugangs zum Vater nicht historisch veri-

fizierbar; insofern gibt es eine unsichtbare Innenseite des Osterereignisses. Aber es gibt – so betont der Papst – auch eine empirische Außenseite. Die Auferstehung, so schreibt er, „ist ein Ereignis in der Geschichte, das doch den Raum der Geschichte sprengt und über sie hinausreicht“ (Seite 299). Im Unterschied zu Lazarus oder dem Jüngling von Nain „ist Jesus nicht in die empirische Existenz zurückgekehrt, zu der das Gesetz des Todes gehört, sondern er lebt neu in der Gemeinschaft mit Gott, dem Tod für immer entzogen“ (Seite 293). Dennoch ist der verklärte Leib des Auferstandenen der selbe Leib, der geboren wurde von Maria und der gekreuzigt wurde auf

Golgotha. Der Papst unterscheidet zwischen Leib und Körper und betont zugleich, dass es keinen immateriellen Leib gibt. Er legt Wert auf die Bezeugung des leeren Grabes durch alle vier Evangelisten (Seite 279 bis 282). Das leere Grab beweist zwar nicht die Auferstehung. Aber umgekehrt gilt: Die Auffindung des Grabes mit dem Leichnam wäre „der Beweis des Nicht-auerstanden-Seins“ (Seite 281). Daraus folgt: „Die Verwesung nicht schauen“ – das ist geradezu die Definition von Auferstehung“ (Seite 281).

Selbstbewusstsein Jesu
Immer wieder betont Benedikt XVI., dass Jesus sich der Notwendigkeit seines Kreuzweges in

zunehmendem Maße bewusst wurde; dass also die Rede von der Notwendigkeit des Kreuzes keine nachträgliche Konstruktion ist, sondern seinen Grund in der Sendung und im Selbstbewusstsein Jesu selbst findet. Die nachösterliche Entstehung der Eucharistie – so vermutet er – wäre nicht erklärbar, ohne dass Jesus selbst sein Getötetwerden als Geben, als Hingabe, als stellvertretende Sühne erklärt hätte. „Wer“, so fragt er, „hätte sich leisten können, einen solchen Gedanken, eine solche Wirklichkeit zu schaffen? Wie hätte es möglich sein sollen, dass die frühen Christen – eindeutig schon in den 30er-Jahren – widerspruchslös eine solche Erfindung angenommen hätten“ (Seite 144)? Die eucharistischen Einsetzungsworte in Mk 14, Mt 26, Lk 22 und 1 Kor 11 erklären bei allen Differenzen im Detail das Leiden und Sterben Jesu als Verwandlung des gewaltsaften Todes „in einen freien Akt der Selbstingabe“ (Seite 151).

Man darf vermuten, dass die Judenchristen nicht mehr am Tempelkult teilgenommen haben. Denn es gab zwar Streit um die weitere Geltung von Beschneidung, Sabbat und Reinheitsgeboten, nicht aber über die des Tempelkultes. Es stand

außer Frage, „dass im Kreuz Christi alle Opfer erfüllt sind, dass in ihm geschehen ist, was die Intention aller Opfer gewesen war – Entsühnung –, und dass so Jesus selbst an die Stelle des Tempels getreten“ (Seite 54) ist.

In einem eigenen Kapitel mit der Überschrift „Jesu Tod als Versöhnung (Sühne) und Heil“ (Seiten 254 bis 264) erklärt Papst Benedikt, dass seine Sühnechristologie nichts gemein hat mit der Satisfaktionstheorie. Der Vater opfert den Sohn nicht, weil seine Gerechtigkeit die Ausgleichung der unendlichen Sünde durch eine äquivalente Satisfaktion fordert. Notwendig ist der Kreuzestod Jesu nicht, weil Gott ihn fordert, sondern weil die von Gott trennende Macht der Sünde (Scheol) aus dem oben genannten Grund nicht anders besiegt werden kann. Im Sohn setzt sich auch der Vater dem kreuzigenden Hass des Sünders aus. Er „selbst richtet sich als Ort der Versöhnung auf und nimmt das Leid in seinem Sohn auf sich“ (Seite 256).

Gnadenstuhl

Mit dem Auftrag betraut, dem zweiten Band des Jesus-Buches ein Titelbild zu geben, könnte man ein Exemplar jener Trinitätsdarstellungen wählen, die

unter der Bezeichnung „Gnadenstuhl“ in die Geschichte der Ikonographie eingegangen sind. Das Wort „Gnadenstuhl“ stammt aus der Bibelübersetzung Martin Luthers. Der Reformator bezeichnet damit nicht eine bestimmte Art von Trinitätsdarstellungen, sondern den Deckel der Bundeslade (Lev 16,14 f.), den Ort, der im nachexilischen Tempelkult der Ort der Anwesenheit JWHs und deshalb am Versöhnungstag der Ort der versöhnenden Gnade ist; aber auch Jesus Christus, weil er in Röm 3,25 und Hebr 4,16; 9,5 als neuer „Thron der Gnade“, als neuer „Sühneort“ bezeichnet wird. Theologisch besonders aussagekräftig sind jene Exemplare der Gnadenstuhldarstellung, in denen der Vater den gekreuzigten Sohn so in seinen Händen hält, dass seine darreichenden Hände mit den gekreuzigten Händen des Erlösers eine ununterscheidbare Einheit bilden. Der Vater ist in diesen Darstellungen nicht der Opfernde und der Sohn der Geopferte, sondern beide sind im Sich-Verschenken eins, was viele Künstler auch durch eine Taube zum Ausdruck bringen, die den Mund des Vaters mit dem Mund des Sohnes verbindet; sie wollen damit sagen: In der Liebe

des Heiligen Geistes sind der Wille des Vaters und der Wille des Mensch gewordenen Sohnes vollkommen geeint.

Die exklusive Stellvertretung des für alle Menschen in die Scheol Herabgestiegenen bedingt die inklusive Stellvertretung der so von ihm Beschenkten (Seite 195 f.). Der Papst spricht von der Kirche aus dem Kreuz und von der mit Christus gekreuzigten Kirche (Seiten 260, 262 f.). Er will damit sagen: Keiner kann das Geschenk der gekreuzigten Liebe privatistisch für sich selbst empfangen; Christusgemeinschaft gibt es nur im Modus der Inklusion in sein Für-Leiden. Die Christus empfangende Kirche ist nicht nur Objekt, sondern auch Subjekt des Opfers, das sie empfängt. Deshalb ist jede Eucharistiefeier zugleich ein Opfer Christi und ein Opfer der Kirche (Seite 262 f.).

Das Kreuz als Symbol

Der Papst unterstreicht, dass diese Einblicke in das Geheimnis der inklusiven Stellvertretung völlig missverstanden werden, wenn man daraus eine masochistische Verherrlichung des Leidens ableitet. Das Kreuz ist und bleibt in jedweder Form das von Gott eigentlich nicht Gewollte. Aber genauso wahr ist, dass die Liebe, die in Christus bis

in die Verlorenheit der Scheol herabgestiegen ist, das Antlitz des Kreuzes trägt. Wer diese Liebe glaubt, erfährt den Tod nicht mehr als Trennung von Gott, sondern als Zugang zum Vater; erfährt aber auch, dass dem Christen aufgrund seiner Inklusion in die Stellvertretung des Erlösers ein härteres Kreuz auferlegt wird als dem Nichtchristen (Seite 264). Es gibt kein Christsein ohne das Tragen der Last des anderen. Nicht zufällig ist das Kreuzzeichen das Erkennungszeichen der Christen.

Wer sich mit dem Kreuzzeichen bezeichnet, bekennt damit, dass Gott sich lieber kreuzigen lässt, als irgendetwas mit Gewalt zu erzwingen; bekennt aber auch, dass die gekreuzigte Liebe jedes Kreuz verklären und jede Hölle aufbrechen kann (Seite 235 bis 239). Wer sich mit dem Kreuzzeichen bezeichnet, glaubt, dass die Trennung des Sünders von Gott (Scheol) durch Jesu stellvertretende Sühne ein für alle Mal beseitigt ist; weiß aber auch, dass die stellvertretende Sühne kein Automatismus ist; dass die von der Scheol Erlösten Nein sagen können zu ihrem Erlöser. Die nachösterlich mögliche Hölle ist immer die Hölle des je einzelnen Neinsagers; sie

hat im Unterschied zur vorösterlichen Scheol einen Ausweg, weil Christi ausgestreckte Hand in sie hineinragt. Und jeder, der die ausgestreckte Hand Christi ergriffen hat, muss um der Liebe zu seinen Brüdern und Schwestern willen hoffen (Röm 14,7–9; 1. Tim 2,1), dass der Erlöser einmal alles in allen und in allem (Eph 1,2–14; Kol 1,15–20; 2 Petr 3,9; Apk 22,13) sein wird. Diese Hoffnung ist kein Wissen; allerdings auch kein passives Warten, sondern inklusive Stellvertretung. Denn der gekreuzigte und auferstandene Christus will jedes „Jasagers“ bedürfen, um den Panzer derer aufzubrechen, die noch immer „Nein“ sagen. Dabei ist stets zu beachten: Die inklusive Stellvertretung der Erlösten setzt die exklusive Stellvertretung des Erlösers als Bedingung ihrer eigenen Möglichkeiten voraus; sie ist also nicht additiv, sondern inklusiv zu deuten.

Bezug zum Judentum

Kein Mensch – gleichgültig, welcher Religion er angehört – kann zum Vater gelangen ohne die in Christus erfolgte Besiegung der Scheol. Das gilt auch für Israel. Papst Benedikt unterscheidet strikt zwischen der Tora, die durch Christus nicht

ersetzt, sondern näher bestimmt wird, und dem Ende des Tempelkultes. Der Hebräerbrief bezeichnet Jesu Kreuzestod als das Opfer (7,27; 9,12; 10,10), das alle kultischen Opfer der Vorzeit erübrig, weil es für alle Menschen endgültig Gemeinschaft mit Gott ermöglicht. Es kann deshalb aus christlicher Perspektive kein Zufall sein, dass der jüdische Tempelkult auch faktisch sein Ende gefunden hat (48 f.).

Mit dieser These ist ein Thema berührt, das vor allem im deutschen Sprachraum kontrovers diskutiert wird: das Thema der Judenmission. Ohne Zweifel steht die Position des Papstes in diametralem Gegensatz zu einem am 9. März 2009 veröffentlichten Papier des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Denn darin wird der Bund Gottes mit dem jüdischen Volk als Heilsweg auch unabhängig von Christus dargestellt. Doch so gesehen, wäre Christus für die nichtjüdischen Völker dasselbe, was die Tora für die Juden ist. Er wäre

nicht der Erlöser, der zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte für alle Menschen aller Zeiten die von der Sünde bewirkte Trennung aller Sünder von Gott aufgehoben hat.

Durchgängig erklärt Papst Benedikt im zweiten Band seines Jesus-Buches, warum Christus nur dann „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) für alle Menschen aller Zeiten ist, wenn man sein Leben, Leiden und Sterben als Sühne für die Sünde seit Adam versteht. Deshalb aber plädiert er keineswegs für eine organisierte Judenmission, die es, wenn überhaupt, nur vonseiten eines biblistisch ausgerichteten Protestantismus gegeben hat. Vielmehr spricht er gerade auch den Juden, die Jesus nicht als den Christus anerkennen, eine heilsgeschichtliche Bedeutung zu. Die Erwählung eines einzigen Volkes aus allen anderen Völkern ist deshalb erfolgt, weil an einer Stelle in Raum und Zeit sichtbar werden sollte, was es heißt, nicht aus dem eigenen Willen,

sondern aus dem Gehorsam gegenüber Gottes Willen zu denken, zu planen, zu gestalten, zu leben und zu sterben.

Einzigartigkeit des Erlösers

Von daher erklärt Papst Benedikt die Einzigkeit Jesu Christi durchgängig im Lichte der Einzigkeit Israels. Gerade so entdeckt er neben aller Kontinuität auch das völlig Neue des Christusereignisses. Dieses Neue ist ein Sühnegereschehen. Jesus ist nicht schon deshalb der Weg, die Wahrheit und das Leben für alle Menschen aller Zeiten, weil er im Vertrauen auf seinen Abba alle persönliche Angst überwindet oder sich selbst und alles Endliche auf den Vater bezieht. Dann wäre er zwar der schlechthin wahre Jude, aber deshalb noch kein Erlöser. Jesu Einzigkeit liegt vielmehr darin, dass er seine Beziehung zum Vater bis in den kreuzigenden Hass verweigerter Beziehung (in den eigentlichen Tod, in die Sünde beziehungsweise Scheol) trägt.